Zeitschrift: Neues Berner Taschenbuch

Herausgeber: Freunde vaterländischer Geschichte

Band: 32 (1926)

Artikel: Schweizer zur Zeit der Schlacht bei Murten

Autor: Fischer, Rudolf von

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-129833

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 23.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schweizer zur Beit der Schlacht bei Murten.

Von Rudolf von Fischer

Wenn wir in den Chroniken der Burgunderfriegszeit Aufschluß über die Art des Denkens und Fühlens der Schweizer suchen, so werden wir bald gewahr, daß Nachrichten darüber nur spärlich und dürftig auftauchen. Denn der Schweizer Chronist, er sei Schilling, Anshelm (wenigstens in dieser äl= tern Zeit), Brennwald, Edlibach oder ein anderer, beabsichtigt keineswegs, Zustände zu schildern, ihm ist es vielmehr darum zu tun, Merkwürdiges niederzulegen. Wichtige Vorfälle will er der Erinnerung bewahren, Krieg, politische Verhandlungen, Natur= ereignisse, Teuerung, Feuersbrunft, Pestilenz und dergleichen. Sensationelles festzuhalten, ist seine Absicht. Das gewöhnliche, tägliche Leben, die Eigen= art seiner selbst und seiner Mitmenschen sind ihm selbstverständliche Gegebenheiten, die keiner Erwähnung bedürfen. Dabei schreiben die Chronisten für sich selbst oder für Adressaten, denen das ebenfalls selbstverständliche Gegebenheiten sind.

Benütte Quellen. Darstellungen: E. Gagliardi, Geschichte der Schweiz. — Eman. v. Rodt, Geschichte des Bernerischen Kriegswesens. — Ed. v. Rodt, Bern im XV. Jahrhdt. — G. F. Ochsenbein, Die Urfunden der Belasgerung und Schlacht von Murten. — W. Oechsli, Quellens buch zur Schweizergeschichte. — Chroniken: Anschelm I, Schilling II, Edlibach, Bonsketten, Brennwald, Fries u. a. — Die Bilder in der Schilzling-Chronik in der Stadtbibliothek Bern, sog. "Berner Schilling".

Anders der Einsiedler Dekan Albrecht von Bon= stetten. Ehrgeiz führt ihm die Feder, wenn er sich in seiner Schrift über Land und Leute der Eidgenos= senschaft Rechenschaft gibt über das Wesen seiner Miteidgenossen. Es entsteht eine Stizze, die für das Ausland bestimmt ist, die er dem Dogen Mocenigo von Benedig widmet und später Ludwig XI. von Frankreich. Aus eigener Anschauung berichtet er, nach einer detaillierten Beschreibung der einzelnen Orte, von "deßelben Folks natur und eigenschaft". Sorglich trennt er dabei die Städter (er bezeichnet sie als Burger) von den Landleuten. Wohlgebaut finden wir da die Städter, blond und kraushaarig, sie, die in der Jugend "der Minne fast dienend", im Alter gar weise, klug und einsichtig werden, als Handwerker sinnreich und nicht zu grob sind und sehr zu Bequemlichkeit neigen. Von ihnen stechen die Landleute als die "Rüchern" ab. Großen Leibes, grimmig und stark, wahre Kinder des Kriegsgottes, lebhaft im Reden, kantig und stolz, sind sie schwer zu bezwingen. Wie die Städter als zierlicher, so werden die Landleute für streitbarer angesehen. Doch, fügt er bei, es gibt viele Leute, die meinen, daß das ganze Schweizervolk im Kampf gleich hohes Lob verdiene.

Immer wieder läuft Bonstettens Charakterisserung in die weit überwiegende kriegerische Eigenschaft des Schweizers und des Schweizertums als ler verschiedenen Stände und Orte aus, in der Kennseichnung des Schweizers als Soldaten. Von jedem Kanton saßt er die Volkseigenschaften in wenig Worte zusammen, die fast immer Bezug nehmen

auf die Stellung der Betreffenden als Krieger. Und nirgends wird die Größe des Kontingents, den der Ort ins eidgenössische Feldlager zu senden im stande wäre, unerwähnt gelassen.

Alles mögliche weiß Bonstetten am Schluß seines Buches zu Lob der Eidgenossen zu berichten: daß sie Gott ehren und die Priesterschaft in Würde halten und die Dinge der Kirche auch im Kriege nicht verachten, wie treu sie seien und arbeitsam, gütig gegen Witwen und Waisen, ehrerbietig gegen Fremde. Doch, nachdem er auch den Frauen Schönsheit, Freiheit des Gemüts, Kurzweiligkeit, Liebe zu ihren Kindern, auch Ehrbarkeit nachgerühmt hat und wir meinen, ein so dick aufgetragenes Lob könne in keiner Weise mehr übertroffen werden, sindet er, der Humanist, doch die letzte Steigerung schweizerischer Dualität in dem Sat: Dies ist auch ein Geschlecht (das ich Vergisianisch vil mit wenig rede), nit zu überwinden im Streit.

Das ist das Höchste und das Eigentümlichste, was es über die Schweizer zu sagen gibt — damit beschließt Bonstetten sein Werk mit den Worten: "Hie hatt ende der Obertütschheit Endgnoßschaft der stetten und landen und der mentschen sitten vil kurcz beschribunge."

So gibt uns Bonstetten zwei Gesichtspunkte, unter denen wir die Schweizer jener Tage betrachsten können, einmal den individualisierenden, von der Verschiedenartigkeit der innern Verhältnisse außsgehenden und die Ungleichheit der Sitten, besonders der in zunehmendem Wohlstand lebenden Städter und der knorrigen Vergbewohner der Urkantone bes

leuchtenden — und andrerseits den typisierenden Gesichtspunkt, der im Schweizerkrieger den Sammelsbegriff schweizerischen Volkstums findet. Für die erste, wissenschaftlich eigentlich interessante Betrachstungsweise, sind die Quellen viel zu sehr zersplittert, als daß man ohne einen bedeutenden Zeitauswand mehr, als nur das schablonenmäßige darüber erfahren könnte. Ich werde hier vielmehr versuchen, vom schweizerischen Soldatenthpus der Burgunderkriege anhand von Chronik, Lied und Vild eine kleine Skizze zu geben.

Immerhin sei hier noch zuvor zur Veranschaus lichung der Gegensätlichkeit von Stadts und Lands orten die Gegenüberstellung von Bern und Uri aus der Bonstetten'schen Beschreibung gegeben:

Bern ist ein statt, groß an richtum, mit hübsichen büwen gezieret, und ist nüw, lustig mit witen gassen, zu beder sitte gewelbe habende, under denen mit drocknen füßen man wanderen mag.... Allhie ist ein guoter lust, abend regen fallende und Fön weget schön us Welschland. Habend vil Hüser gezieret mit Gertlinen, gesund den Dugen, das ist vil lustig an ze schowen. Das Statt solf ist nüt hoffertig, hat ein lantlich rede, aber die userlesner könnend schier all die welschen Zungen und lieplich redende.

Uri, das stark, ist ein land, vast talacht und mit hohen gebirgen umgeben, der Gothart ist ein ruwer fels, in welches hüle sind ungestüme wind, von großem Gestrudel dönende allenthalben da umbe. Allhie ist Eolus riche, schwarz welde voller stehnen und scharpfer sind da inne vil, diß ist ein Tal großer ruche mit überscharpfen felsen und kalten, wilden hülinen und dornrichen büheln gesterket. Die landslüte sind stark, einer herten arte von herzen, lib und den waffen, begierig ist er an die siende, der Urner.

Wir sehen, es sind Unterschiede, die in friedlichen Zeiten wohl Anlaß zu verschieden gerichtetem Handeln, zu Mißhelligkeiten und allerhand Zwist geben mögen. Doch sind gerade diese Eigenarten geeignet, sich im Falle der Not, bei Bedrängung von außen, zu ergänzen. Die reicheren Berner und Zürcher sind im Stande, im Ausland gebildete Offiziere beizusteuern (etwa Bubenberg, Scharnachtal, Hallwhl), die Bewohner des Flachlandes sind der Handhabung der Langspieße gewohnt, die zum Angriff der Keiter unumgänglich notwendig sind, da die zu kurzen Hellebarden, im Handgemenge eine gute Waffe, in der Ebene an die Panzerreiter nicht heranreichen.

Die Leute aus den gebirgigen Orten hinwieder geben mit ihrem natürlichen Temperament und ihrer noch ungebrocheneren Kohheit und Kraft dem ganzen eidgenössischen Seerhaufen einen erhöhten Schwung. Bewundern wir an den Bernern die Zäshigkeit und an den Zürchern opferfreudige Ausdauer, so werden wir im Eidgenossenlager doch als tonsangebende Kriegsgurgeln die angriffslustigen Innersichweizer bezeichnen, die sich am vielen Gut und Blut der regulären Burgunderzüge nicht erfättigen konnten und noch zum Saubannerzug als wilde. Schar ausziehen mußten.

Betrachten wir zunächst die Gründe, die die Neues Berner Taschenbuch 1927. Schweizer zur Zeit der Burgunderkriege und später= hin veranlaßt haben, zur eigentlichen europäischen Kriegernation zu werden.

Der alte Zürichkrieg hat in zwei Richtungen das Ueberhandnehmen des Kriegshandwerks beför= dert. Einmal war die Lust an Fehde, Raub und Beutezug in einem schonungslos entfesselten Kampf von anderthalb Jahrzehnten jedem einzelnen zur Gewohnheit und Leidenschaft geworden. Dann aber zeigte sich auch erneut, daß das friedliche Gewerbe in manchen Gegenden der Schweiz nicht ausreichte, um die gesamte Bevölkerung zu ernähren. Die Industrie in den Städten war im Schwinden begrif= fen, sie hatte Mühe, gegen die ausländische Konkurrenz aufzukommen. Auch der Handel, besonders Zü= richs, hatte unter der Unsicherheit der Straße in den langwierigen Kriegszeiten schwer zu leiden. Bei die= sen wirtschaftlichen Schwierigkeiten schien es ratsam, das Kapital der gewonnenen Kriegserfahrung nut= bar zu machen. Der Solddienst wird zu einer we= sentlichen Einnahmequelle für Staat und Particularen. Von weitblickenden Staatsmännern einzelner Orte wird versucht, diese bedeutende militärische Bo= tenz und den ihr innewohnenden Expansionsdrang in den Dienst des Staates, zu dessen Erweiterung, zu stellen, den strudelnden Strom in ein dämmendes Bett zu zweckmäßiger Arbeit zu bannen. So geht der Weg von St. Jakob an der Birs, dem Kampf um die Selbstbehauptung, über die rein übermütigen Züge gegen Konstanz, des Plapparts wegen, und in den Sundgau wohl mehr auf die Reizung der öster= reichischen Ritterschaft, als nur auf Bundeshülfe

für Schaffhausen und Mühlhausen hin, zu den Bursgunderkriegen, in denen sich die Motive der Expansion Berns und des Erwerbs von französischer Pension und Beute verbinden und die die ganze Skala von keckem Angriff bis zu notvollster Verteidigung umfassen.

Wir sehen, wie die Kriegslust mehr und mehr zum hervorstechenden Zug im Bilde des Schweizers wird. Nicht nur der einheimische Führer zieht sie als Faktor in den Kreis seiner Berechnung, auch auf der Börse der europäischen Politik hat sie ihren eigenen, hohen Kurswert. Und mehr und mehr nimmt die fremde Beanspruchung des Schweizers überhand. Ist's im Burgunderkrieg noch meist der Hausvater oder ehrsame Bürger, der als Soldat ins Feld zieht, so sinden wir bald später als Thpus des Schweizerkriegers den eigentlichen Söldner, den les digen, frechen Gesell, den Kriegshandwerker.

Wir haben in Bern, im Historischen Museum, die Kopie einer kleinen Glasscheibe, die in Wort und Bild diese zwei Schweizer Soldatenthpen einsander gegenüberstellt (der Entwurf dürfte von Nisklaus Manuel, die Aussührung von Hans Funksein). Bescheiden steht der alte Schweizer in gräuslichem, schlichtem Rock und einsachem Barett da, an der Seite den kurzen, starken Schweizerdegen, ihm gegenüber pfauenstolz der spätere Söldnersthpus, voller Glanz, Farben, Goldketten, mit walslendem Federhut, im wogenden, schweren Mantel. Und auch im Vers wird das gottessürchtige, treue, einfältige Wesen des Alten, der unrechtes Gut versachtet und alles Fromme zu schirmen willig sei,

dem viel listigeren, späteren Söldner gegenüber= gestellt, der köstlich ißt und trinkt, praßt und spielt. Warnend wirft der Alte dem Jungen vor:

Guot was unser Knecht, jetzt ist's din Herr, Wer bi dir Guot hat, der hat Ehr. Ich sag dir das an allen Spott, Guot ist worden din Herr und Gott.

Wohl triff die Charakteristik auf den jungen Eidgenossen besser zu, als auf den alten, wo sie etwas sehr in den Lobton über die verschwundene, gute alte Zeit verfällt, aber für den Unterschied der Miliz und der Söldnerzeit ist sie recht bezeichnend und einige Züge der Schlichtheit finden wir wirklich bei den alten Eidgenossen der Burgunderkriege. Wir dürfen vor allem, wenn wir die Gesinnung der Schweizer Krieger am Ende des 15. Jahrhunderts betrachten, nicht mit den Maßstäben unserer Zeit messen. Wir, die Betrachtenden, sind aufgeklärt, leidenschaftslos, human. Der alte Schweizer empfin= det heiß und impulsiv, er glaubt, wo wir Glauben und Empfindungen ins graue Nichts zer denken. Auch der alte Eidgenosse hat Humanität, allein nur so weit sie umgrenzt ist vom Gebot von Kirche und Staat. Die Schweizer Kriegsordnung schreibt vor, die Priester und die Frauen, die Alten und die Kinder zu schonen. Im Feindesland darf nicht geplündert werden, doppelt wichtig, weil sich die Auszüger während des Krieges aus eigener Tasche, d.h. aus ihrem Sold zu verpflegen haben. Aber auch beim Feind soll nicht, außer in Ausnahmefällen, das Wachstum, Baum und Korn, verwüstet, sollen die Mühlen nicht verbrannt werden. Wie

weit diesen Vorschriften nachgelebt worden ist, vermögen wir nicht zu sagen, aber gerade in Diebold Schillings Bildern finden wir für die Geltung dieser humanitären Anschauungen die besten Belege: Er bürdet nämlich mit Vorliebe dem Feind alle Schändlichkeiten auf, und so sehen wir denn den Herzog von Burgund mit Vergnügen der Exekution einiger armen Frauen, die an einen Baum gehängt, mißhandelt und verspottet werden, zusehen und im Hintergrund des Bildes fehlt auch der Knecht, der mit dem Meßkelch Unfug treibt, nicht. Oder andere Bilder zeigen Feinde, wie sie Rebstöcke abhauen und bei einer mißglückten Belagerung eines Schlos= ses im Sundgauerzug haben die bosen Feinde "na= türlich" gerade die armen Marketenderinnen nieder= gestochen und die zwei blutenden Frauen bieten einen gar erbarmungswürdigen Anblick dar. Die Einhaltung dieses Makes von Menschlichkeit wie es in kirchlicher und laienhafter Zeitgesinnung verwurzelt und durch die Satzung umschrieben ist, wird vom Staat streng verlangt. In den Abschieden finden wir die Forderung, daß etliche Anechte, die das Sakrament verunehrt hätten, bestraft werden sollen, in den berwischen Ratsmanualen das Gebot, daß der im Kloster zu Romont verübte, große Mißhandel geahndet werde.

Wenn wir noch dazu nehmen, daß die Obrigsteit in einem Fall besonderer Grausamkeit, bei der Besetzung des Städtchens Estavaher, an die Ansführer jener Truppen schrieb, sie möchten zur Abswendung der Rache Gottes künstighin solche unsmenschliche Härtigkeiten verhüten, die doch von den

löblichen Altvordern zu allen Zeiten an den Tätern hart gestraft worden seien, — und die Bestrafung der Schuldigen vornehmen und wie sie, die Regierung, ein andermal die Judenschaft eines kleinen Ortes von einer drückenden, ihr aufgezwungenen Pfandsumme ungelöst lossprach, so haben wir den Umfang humanen Hansdelns jener Tage umschrieben. Wer die Geschichte als eine fortschreitende Entwicklung ansieht, wird hier einen Keim sinden, der sich im Lauf der Jahrshunderte mächtig entwickelt hat und heute als Grundsprinzip sortschrittlichen Denkens gelten kann.

Ganz anders ist der Grundton, der aus den kraftvollen Kriegsliedern jener Zeiten klingt, und reizvoll bunt die Bilder, die uns das Leben und Treiben der tapfern Soldaten schildern.

Da sehen wir — in Schillings Bilderchronik — Heere ausziehen mit hochragenden Lanzen und kurzen Brustpanzern ausgerüstet, vorne dran marschieren mit holdseligem Lächeln zwei Marketenderinnen, oder stolz reitet ein schwer gepanzerter Hauptmann voraus mit fliegenden Fahnen und fröhlich flatternden Wimpeln. Hier stürmen mutige Eidgenossen hochgemauerte Schlösser und Stadtwälle. Dort wa= gen sie aus bedrängter Beste ungestüm einen plöts= lichen Ausfall. Wenn uns auch die Bilder, als Sammlung genommen, bald monoton anmuten und die Vorfälle im großen und ganzen immer wieder dieselben sind, so sind sie doch im einzelnen lebhaft und vielgestaltig, wie das Leben der Krieger, voller Kurzweil, Spannung und Reiz. Kindlich genießen diese ihr geliebtes Dasein, heiß in ihren Empfindungen, denen sie ungescheuten und ungebrochenen Ausdruck verleihen. So weinen die Eidgenossen vor Freude bei Murten, als der heiß erwartete Zürcher Zuzug eintrifft. So wandeln an großen Sünden-vergebungstagen Mann und Weib barfuß durch die weiten Gassen der Stadt Bern, vom Münster zum Zeitglocken und weiter, reuig, vor aller Augen, wie Schilling berichtet.

Neben einer innigen Frömmigkeit, die ihren bestimmten Plat im Herzen der Soldaten einnimmt, und der wir im Felde öfters begegnen in den Gebeten vor der Schlacht oder in der Messe z. B., die die Zürcher auf ihrem raschen Murtenmarsch an der Brücke von Gümmenen abhalten, wo Waldmann die Seinigen anseuert, und einer dem andern den St. Johannes-Segen zu trinken gibt, neben dieser Frömmigkeit stoßen wir unvermittelt auf Ausbrüche elementaren Hasses, wenn die Eidgenossen auf den Feind treffen. Da gilt kein Bedenken mehr, Vernichtung des Gegners ist angenehme Pflicht, das Spiel um sein Leben das wahre spielenswerte Spiel und der Tanz unter klirrenden Schwertern, vom krachenden Speere und keuchenden Schlachtruf begleitet, der lustvollste Reigen. Gern wird die Anweisung befolgt, die einst die Tagsatzung erließ: mit geschlossenen Fäusten und offenen Augen dreinzuhauen, damit der kräftige Hieb desto sicherer treffe.

Und, ist der Sieg gewonnen, so wird unter den Geschlagenen aufgeräumt. In den Schlössern wers den die Besatungen über die Wälle geworfen oder gefangen genommen und dann hingerichtet. Bezeichsnend ist der Vorfall, der sich auf der Burg zu Vilslarsel zutrug: der Vogt sleht um sein Leben, er

bietet ein Lösegeld, 1200 fl., er wird doch hingerich= tet — Blut muß fließen.

Für die Hite des Kampfes entschädigt fröhliches Lagerleben. Die Bilder in der Schilling=Chronik sind auch hier aufschlußreich: Besonders Belagerun= gen, übrigens eine dem Schweizer wenig genehme und meist wenig ergebnisreiche Art der Kriegfüh= rung, eignen sich mit ihren langen Wartezeiten, sich durch allerlei Kurzweil das Leben erfreulicher zu gestalten, Kurzweil, wie sie Edlibach (bei anderer Gelegenheit) einmal umschreibt: und vertrieb sich je= dermann den Tag mit Freuden, einer mit Spielen, einer mit Tanzen und der Dritt mit wohl essen und trinken unt uf das nachtmal. Vom Spielen habe ich kein Bild gesehen, es wird sich wohl um Würfeln handeln, die übrige Labsal schildern Schillings Bilder von der Belagerung von Waldshut, Bla= mont und Héricourt. Bei Waldshut zapft ein Kriegsmann herzensfroh ein Fäßlein an, während sich ein anderer mit einer Marketenderin vergnügt, was wieder ein dritter, aus seinem Zelt heraus= schauend, mit neugierigen Blicken verfolgt. Bei Blamont lagert in einem Zelt mit Basler Wappen ein müder Held und läßt sich von einer recht lieblichen Troßmaid ein ansprechendes Brathühnchen fredenzen.

Auch Edlibach weist für derartige materielle Freuden ein gewiß nicht unzeitgemäßes Interesse auf. In Mailand erhalten die Begleiter Waldmanns auf der Gesandtschaft von 1480 herrliches Gebäck, Zucker- und Mandelfladen, — "die glissend grad als Marmelstein und warend vast gutt".

entspricht der Vitalität der Eidgenossen, daß sie, wie sie bei sich bietender Gelegenheit die Freuden genießenden Daseins voll auskosteten, in Augenblicken der Not dann fast Unglaubliches an Entbehrungsvermögen und Kraftentfaltung einzusetzen hatten. Ich denke hier besonders an den Anmarsch der Zürcher vor Murten. In einer außer= ordentlich kurzen Zeit legten sie damals schon die Strecke Zürich-Bern unter den ungünstigsten Wegverhältnissen zurück. Sie waren kaum in Bern angekommen, todmüde, und hatten sich ein wenig niedergelegt, als noch vor Mitternacht Waldmann wieder Alarm blasen ließ und, von den um ihre Angehörigen in Murten bangenden Bernern und Bernerinnen gedrängt, aufs neue aufbrach. Wieder bei anhaltendem Regen, — die Frauen weinten und segneten sie und es regnete, daß einer kaum mehr seinen Vordermann sah — berichtet Edlibach. — Aber das Geheimnis der schweizerischen Tapferkeit lag nicht allein in der Wesensart des eidgenössischen Kriegers, es lag auch in der damals allerdings nur bei einer ehrliebenden Miliz möglichen, unerbittlichen Kriegsordnung. Schon Bonstetten hat das erkannt. Er schreibt: Einmal seien die Schweizer rauh und von zäher Art, dann kämen sie oft schon früh in fremden Dienst und übten sich wohl im Waffenhandwerk, aber "das größte ist, daß, wo einer us denen in einem stritt fluhe oder by einer unerlichen flucht wäre, den dett man von stund enthaupten und wurde sinen nachkummen bis an das dritt schlecht ze schande ufgehalten". Gerade darin hat auch Niccolo Macchiavelli, wohl der eingehendste

Kenner schweizerischen Seerwesens, einen Kernpunkt eidgenössischer Ueberlegenheit gefunden und deshalb seine Landleute zur Nachahmung dieses Grundsates aufgefordert.

Schauen wir noch einmal zurück, was wir für Jüge zur Charakterisierung der Schweizer gefunden haben, so wäre zusammenfassend etwa folgendes hervorzuheben: Der eidgenössische Ariegsmann zur Zeit der Burgunderkriege verkörpert die wesentlichen Jüge damaligen schweizerischen Volkstums, als da sind: Männlichkeit und Kindlichkeit zugleich, ein unsgebrochenes Lebensgefühl und ein starker Empfindungen fähiges, wenig differenziertes Gemüt, das in den sesten Gründen von Religion und Vaterland tief verankert ist.